

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 47 (1902)

Heft: 23

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu Nr. 23 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“, 7. Juni 1902, Nr. 6

Autor: Flachsmann, Wilhelm / Keller, Kaspar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Praxis der Volksschule.

Beilage zu Nr. 23 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“.

1902.

7. Juni

Nr. 6.

Beiträge über den Gebrauch der hinweisenden Fürwörter:

dieser, derselbe, auf demselben, ersterer, dieser letztere.

Von Wilhelm Flachsmann.

So stark ist die Gewohnheit, dass auch erkannte Fehler uns meist noch gefallen. Hieronymus.

In meiner Schrift *Irrwege in Lesebüchern für Volksschulen* (Zürich, E. Speidel) betonte ich, dass die Lesebücher für Volksschüler in bezug auf die Wort- und Biegungsformen, die Lehren über die Satzfügung und den Gebrauch der Satzzeichen *einheitlich* durchgeführt sein müssen nach den Gesetzen des *jetzigen* Sprachgebrauches (vergl. S. 97) und erwähnte noch, dass die Lesebücher für das vierte bis sechste Schuljahr im Kanton Zürich zu viele sprachliche Verschiedenheiten und Verstöße enthalten gegen den gegenwärtig als richtig anerkannten Gebrauch der Sprache, weil ihr Herausgeber den Grundsatz befolgte, „die Pietät gegen den Verfasser eines Lesestückes verlange, dass man keine Veränderung im Ausdruck treffe“. So entstehen sprachliche Verschiedenheiten und jene Auswüchse, die man als Stillblüten, Sprachsünden, Sprachdummheiten zu benennen pflegt, und diese Unterschiede sind es vor allem, die das Nachdenken herausfordern.

Vorläufig will ich diese Behauptung sachlich erörtern in Beispielen über die Anwendung hinweisender Fürwörter.

Dieser ist bekanntlich hinweisendes Fürwort und wird angewendet, wenn im vorhergehenden Satze zwei Hauptwörter einander gegenübergestellt worden sind, z. B.: Tod und Schlaf sind Brüder; *dieser* lindert, *jener* heilt Schmerzen. — Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen, der Apotheker zu sprechen Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr *Dieser* kannte das Leben (Herm. u. Dor.). — Die Literatursprache nimmt nicht alles auf, was gesprochen wird; wo sie aber erneuert, da geschieht es im Geiste der mündlichen Sprache. Die papierene erfindet und verbindet Worte, nicht nur wie sie nie und nirgend gesprochen wurden, nein, wie man sie sich von frischen Leuten gesprochen auch nicht vorstellen kann. Jene ist künstlerisch, diese künstlich; jene bedeutet ein höheres Leben der Sprache, diese ihren Tod (Otto Schröder, s. Rezension in letzter lit. Beil. D. R.).

Ist nun in folgenden Stillblüten aus den erwähnten Lesebüchern das hinweisende Fürwort nötig oder genügen die einfachen Fürwörter er, sie, es? Geradezu widersinnig ist es, statt der einfachen persönlichen Fürwörter hinweisende Fürwörter zu gebrauchen, wo gar keine Wahl zwischen den Beziehungen auf zwei Begriffe gelassen ist. Der Rücken des Igels ist mit spitzen Stacheln besetzt. *Diese* sind seine Waffen. — Heute noch verklage ich dich und will mein Recht schon behaupten! Er klagte bei der Obrigkeit, und *diese* riet zu einer gütlichen Teilung. — In wenigen Augenblicken musste das an der Oberfläche des Wassers zappelnde Kind doch eine Beute des Haifisches werden; denn *dieser* war kaum zehn Schritte von ihm entfernt. (Wer sonst noch? aus dem Inhalt des Lesestückes ergibt sich voll und klar, dass nur der Hai gemeint ist; erst nachher springt ein junger Mann über Bord, um die Rettung des Kindes zu wagen. Im weiteren Verlauf der Erzählung könnten dann die hinweisenden Fürwörter *dieser* — *jener* gebraucht werden.) — Bis zum Jahre 1836 war die Saline zu Bex die einzige in unserm Vaterlande, und *diese* lieferte kaum genug Salz für den Kanton Waadt. Die ganze übrige Schweiz war gezwungen, *jenes* unentbehrliche Mineral vom Auslande zu beziehen. So beginnt ein Lesestück. Ist eine Gegenüberstellung vorhanden, dass die hinweisenden Fürwörter nötig sind?

Das hinweisende Fürwort wird bisweilen gebraucht, um einem Missverständnis vorzubeugen, z. B.: Der Hirt sieht den Löwenzahn gern; denn *dieser* ist für sein Vieh ein treffliches Futterkraut. Soll das hinweisende Fürwort *dieser* mahnen, ja nicht zu glauben, der Hirt sei ein gutes Futterkraut; wenn

man dieses Missverständnis fürchtet, könnte man ebensogut sagen, der Ausdruck sein Vieh könnte auf Löwenzahn bezogen werden. — Aus den Eiern kommen weissliche Larven, welche Engerlinge genannt werden. *Diese* lassen sich die zarten Wurzeln der Pflanzen trefflich schmecken. Warum hier ängstliche Gewissenhaftigkeit? Hat jemand schon gehört, dass Eier sich zarte Wurzeln von Pflanzen wohlschmecken lassen? — Sie brachten den Greis in ihre Hütte, flossten ihm lauwarmen Thee ein, näherten ihn nur allmähig der Wärme und hatten die Freude, den alten Mann am Leben zu erhalten. *Dieser* erholte sich schnell. — Wenn *dieser* nötig ist, dann soll man folgerichtig auch nicht schreiben: näherten ihn (den Thee), sondern näherten jenen nur allmähig der Wärme.

Hat wohl Wustmann recht, wenn er betont, man könne er und *dieser* nicht mehr unterscheiden; wenn er derb, aber zutreffend sagt: Und das ist das greulichste an dem an sich schon greulichen Missbrauch, dass der Unterschied zwischen er und *dieser* ganz verwischt wird.

Für seine Behauptung spricht auch folgendes Beispiel: Eines Tages forderten wenige zürcherische Reiter die Besatzung durch höhrenden Zuruf zum Kampfe heraus. In der Hoffnung, mit den frechen Spöttern leicht fertig zu werden, machte *diese* einen Ausfall. Hier ist jedenfalls *diese* gesetzt worden, weil man einer Zweideutigkeit vorbeugen wollte; der Verfasser glaubte, die Schüler könnten meinen, die Hoffnung machte einen Ausfall, wenn er geschrieben hätte: machte sie einen Ausfall. Er wollte *dieser* Deutung weislich aus dem Wege gehen und kommt vom Regen in die Traufe, weil sich nach bekannter Regel *diese* doch auf das näherstehende Hauptwort Hoffnung bezieht. Man darf dem Leser auch etwas zumuten und das persönliche Fürwort setzen, oder dann muss man das Hauptwort wiederholen; aber das kann für Primarschüler fasslicher gesagt so werden: Die Besatzung hoffte (glaubte), mit den frechen Spöttern leicht fertig zu werden und machte einen Ausfall.

Derselbe. Die ursprünglich alleinige Bedeutung hat derselbe (derselbige) noch und bedeutet so viel wie: der nämliche, der gleiche, kein anderer und wird betont *derselbe*.

Die Kraft derselben Liebe, die du dem Knaben trugst. (Uhland.) Bläst immerzu dasselbe Lied, das Lied von seiner Liebe. (Scheffel.) Ihm zeigte sich in Träumen dasselbe Bild. (Schiller.) Die ehren Hengste, die auf jener Kirche ragen, nicht mehr dieselben sind sie. (Platen.)

Die Bedeutung dieses Wortes verblasst allmähig; es wird zu oft gebraucht, wenn die persönlichen Fürwörter vollständig genügen.

Beispiele: Mein Kind! mein Kind! schrie die Frau und wollte sich *demselben* nachstürzen. — Die Pfahlbauer rammten Pfähle in den Ufergrund und belegten *dieselben* mit runden Stämmen. — Die Gesellschaft liess das zweite Dampfboot, den Linth-Escher, bauen. *Dasselbe* befuhr zunächst den Walensee. — Des Landmanns Buben und Mägdlein sitzen auf dem Wagen und begrüssen mit Freudengeschrei Vater und Mutter, die dem Wagen froh entgegenieilen. Endlich schwankt *derselbe* in die Scheune hinein. Wenn man fürchtet, durch die Anwendung des Fürwortes *er* könnte schwanken auf einen andern Gegenstand bezogen werden, so setze man *dieser*.

Der Gebrauch des geschätzten Wortes *dasselbe* erschwert das Verständnis folgender Sätze: Die Klostergebäude waren zusammengebaut und bildeten ein grosses Viereck. *Dasselbe* war oft mit einer hohen Mauer umgeben. — Schau das kleine Torfmoos an, wie es sich auf dem feuchten Moorgrund ausbreitet. Alljährlich stirbt ein Teil *desselben* ab. — Die Nahrung der Kieferkreuzschnäbel sind die Samenkerne der Nadelholzbäume. Sie (wer?) holen *dieselben* (wen?) zwischen den harten Schuppen der Fruchtzapfen hervor. Zudem würde die Wortstellung im ersten Satze besser so geändert: Die Samenkerne der Nadelholzbäume sind Wenn der zehnjährige Schüler beginnt: Die Nahrung der Kieferkreuzschnäbel . . . , so fährt er in der Einzahl (ist) fort.

Das zu beliebte (Wustmann schreibt: entsetzliche) Fürwort *derselbe* steht an Stelle des hinweisenden Fürwortes in folgenden Sätzen: Plötzlich stürmten die Appenzeller auf die Feinde ein. Barfuss und leicht bewaffnet, waren sie denselben weit überlegen. — Sechzehn Männer, die Böcke, trotzten jeder Gefahr und schädigten die Gegner auf alle Weise. Sie nahmen denselben Schlachtvieh weg. Man braucht nicht zu fürchten, *sie* werde auf Gegner bezogen und kann aus gleichem Grunde schreiben: nahmen ihnen Schlachtvieh weg. Es würde mir nicht schwer fallen, Beispiele über den unrichtigen und für Primarschüler unnötigen Gebrauch des hinweisenden Wortes *derselbe* noch in Menge zu bringen. In den erwähnten Lesebüchern findet sich das genannte Wort sehr oft, wobei ich bemerke, dass ich das Wort *sehr* in seiner alten Bedeutung von schmerzlich, schmerzvoll gebrauche.

Allein es sind nicht bloss die Fürwörter *er* und *dieser*, die durch Missbrauch verdrängt und vermengt werden, das Übel frisst noch weiter. Man schreibt jetzt — aber man spricht nicht so: Die Tiefe desselben (statt seine Tiefe), die Eier desselben, die Umgebung desselben, der Lauf desselben, die Errichtung desselben; man schreibt in demselben (statt darin), auf demselben (darauf), durch dasselbe (hindurch), in dasselbe (hinein), über denselben (hinüber), aus demselben (daraus), mit demselben (damit), an dasselbe (daran), unter demselben (darunter), vor demselben (davor), statt der in Klammern gesetzten volkstümlichen Ausdrücke, wenn das Beziehungswort ein *Sachname* ist. Kommen wir an einen Graben, so springen wir *über denselben* — so schreibt man jetzt — während wir mit einem Umstandswort sagen: dass wir *hinüber* springen wollen.

— Vater, ist's wahr, dass die Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führte mit der Axt. — Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, ein Fischer sass daran. — Auf Pfeilern und auf Bogen schwer, aus Quadersteinen von unten auf, lag eine Brücke drüber her und mitten stand ein Häuschen drauf.

Wenn der Ehrensold nach der Zahl der Zeilen berechnet wird, so schreibt man: ... lag eine Brücke über dieselben und mitten auf derselben stand ein Häuschen.

„Schröder weist in einem besondern Abschnitte (40 Druckseiten) seiner Schrift „Vom papiernen Stil“ nach, dass das Wort *derselbe*, im Sinne von *er* bei wahren Dichtern und volkstümlichen Schriftstellern selten ist. Schiller hat es in seinen Versen nach Möglichkeit gemieden, auch der Derbheit und Überkraft des jungen Goethe musste das krankende Wort fern liegen. Die grossen Prediger des 13. bis 15. Jahrhunderts, wie Seuse und Geiler von Kaisersberg lieben es nicht, auch der sprachgewaltige Luther und die Brüder Grimm meiden es nach Möglichkeit.“ (Weise).

(Schluss folgt.)



Ein Schülersausflug

zur Förderung der Heimatkunde.

II.

Nach dieser kurzen Umschau, die wir, soweit möglich, auf dem Kärtchen verfolgt haben, wenden wir unsere Blicke der nächsten Umgebung zu. Es ist eine etwas dürre, schattige, mit Gebüsch überwucherte *Viehweide*, schon alpinen Charakters. Das weisen uns die zahlreichen, auch den Kindern in die Augen fallenden Alpenfrauenmänteli mit ihren silberweiss schimmernden Blättchen und die orangefarbenen Blüten des alpinen Pipau. Zum Wasser aus dem allerdings äusserst primitiven Brunneli schmeckt das mitgenommene Brot nun ganz famos.

So ruhn wir träumerisch im warmen Grün,
Sehn die Wolken hoch oben am Himmel ziehn,
Hör'n unten, tief in des Waldbachs Tosen
Das helle Vogelgezwitscher kosen,
Und ein Bote aus stillem Wunderreich
Anschniegelt sich weich — — — — —

Halt! Das passt nicht mehr! Richtige Alpenrosen gibt's hier keine, und die alpine Rose, „die einzig dornenlose“, die hier herum allerdings kein seltener Gast ist, hat längst verblüht. Ein Liedchen macht den Schluss der „Sitzung“. Dann

geht's weiter auf holperigem Pfad über Weiden, allmählig in Wald einlenkend, auf dem steilen Nordabhang der Scheidegg dahin, wobei zum Ergötzen der Jugend verschiedene Grenzhänge zu übersetzen sind. Es ist sehr schattig und nass; kleine Bächlein rieseln zahlreich die waldigen Hänge herunter, um sich auf dem horizontalen, oft terrassenartigen Weg zu sammeln, nicht zum Vorteil unseres Schuhwerks — — — Die hochragenden Stämme der Buchen und Tannen lichten sich, wir treten auf eine Bergwiese hinaus und haben, die Jugend in grossen Sätzen voran, die Überzütt erreicht, eine Stallung auf dem schmalen Grat (1234 m), die die Verbindung zwischen Scheidegg und Hüttkopf bildet, der gleich östlich vor uns als lockend abgerundeter Hügel sich erhebt. In 10 Minuten ist diese Festung erstürmt. Welch ein hübscher Aussichtspunkt! Welch weite Welt tut sich vor dem Blicke auf! Malerisch gelagert, auf Tisch und Bänken und am Boden sitzend, mustern wir die Umgebung. Heimelig winkt der Bachtelturm zu uns herüber, bei dessen Anblick zwei etwas nervenschwache Mädchen seufzend sich daran erinnern, wie viel Angst und Schrecken sie letzten Sommer ausgestanden, bis sie wieder drunten auf dem festen Erdreich waren, wie gar schwindlig es ihnen zu mute wurde, wenn sie von der obersten Plattform durch die gitterartig durchbrochenen Schneckenstufen und Zwischenböden hinunter auf die Zwerggestalten drunten im Grünen herablickten! Über der Allmannkette tauchen die Pfannenstiel- und Albkette auf, zwischen denen der Zürichsee eingebettet liegt und in weiter Ferne die langgezogenen Gräbe des Jura im Aargau und Kt. Solothurn. Gegen NW tauchen einzelne Partien des zürcherischen Unterlandes auf — die Lägern deutlich erkennbar —, und jenseits des Rheines die Höhen des Schwarzwaldes. Gegen N verdeckt das Hörnli teilweise die Aussicht, rechts von demselben bietet sich das Hügelland des Thurgau, dann Alt-Toggenburg und — o welcher Fund für die Kinder! — ein ordentlich langer, blaugrüner Streifen, ein Stück des *Bodensees*, ungefähr die Strecke von Immenstaad bis zur Mündung des Argen, also Württemberger Gebiet. Die Strecke vom Schwarzwald bis zum Bodensee gehört zu welchem deutschen Staat? Gegen E und SE treten uns eine Reihe von Bergen, die Aussicht ins Toggenburg verhüllend, hindernd in den Weg, die höher sind als unser Standpunkt, das Schnebelhorn, der Dägelsberg, der Schwarzenberg, die hohe Verch (1250—1314 m). Über sie hinaus ragen aber noch hoch empor die massiven Felswände, des Säntis, die imposante Gipfelreihe der Churfürsten, die gewaltige Pyramide des Speers, und daran reihen sich gegen S, fast blendend im Sonnenglanz, die Firnen und Gipfel der Hochalpen. (Nur die bekanntesten sind zu zeigen: Glärnisch, Tödi, Mürtchenstock, Mythen, Rigi, Pilatus, Jungfrau, Mönch und Eiger.) Und doch ist alles das ein kleiner Fleck Erde, wenn wir's vergleichen mit den Länderstrecken, die wir auf der Karte überblicken. Aber auch die unmittelbare Nähe bietet für die Schüler neues genug. Vor uns liegt gegen E und NE das Quellgebiet der Töss. Steil fällt der Hang des Hüttkopfs, weiter unten Tösswald genannt, zur Tösschlucht hinunter, so dass wir diese, wenigstens hier, nicht zu sehen bekommen. Sie liegt zu tief, beinahe 500 m jäh unter uns, und erst weiter unten im NE erschliesst sich dasselbe mit einzelnen Höfen (Stierweid, Burri und Kläger), die zwischen Fluss und Bergwand eingeklemmt sind. Malerisch schmiegen sich auf einer schmalen Terrasse*) an der gegenüberliegenden Berghalde die Häusergruppen von Vorder- und Hinterstrahlegg an die felsigen Hänge der hohen Warte (1207 m). Wie weit ist für die Kinderwelt dieser „Hochschule“ der Weg zur Kirche!

Aus gähnender Tiefe guckt die Schlucht der *hintern* Töss zu uns herauf am Nordfuss des felsigen Tössstales. Bei

*) Auch am Höhenzug des Hüttkopfs findet sich in ungefähr gleicher Höhe eine schmale Terrasse mit dem zu Wald pfarrgenössigen Hofe *Hessen*. Die beiden Terrassen hüben und drüben entsprechen einander; sie bildeten jahrtausendlang die Sohle des Tössbettes, bis erneuerte, stärkere Erosionstätigkeit sich in dasselbe einschneidete und eine tiefere, jüngere Sohle schuf, deren Reste in der hübschen Terrasse Bleiche-Kläger-Beicher vorliegen mit den uralten Talwegen. In ähnlicher Weise stimmen in dem jenseits, ostwärts der Warte liegenden Brütental die Terrasse der „Vorderscheur“ einerseits und Grosseggweid-Baurenboden andererseits.

diesem Anblick wird dem Schüler auch der Satz des Leitfadens klar: „Die Töss bricht aus einer waldigen Schlucht hervor“. Aus seinen zerklüfteten, felsigen Hängen, verglichen mit seiner relativ geringen Höhe, darf man wohl den Schluss ziehen, dass er von den beiden Quellbächen der Töss in verhältnismässig kurzer Zeit erodiert worden ist. Er gehört übrigens nur zu etwa $\frac{2}{3}$ dem Kanton Zürich an.

Hier steht auf dem Gipfel, grad beim Tisch, ein *Grenzstein*, ein Eckpunkt der Grenzlinie zwischen Wald und Fischental. Östlich geht sie hier zur Tössscheide hinunter und dann der hinteren Töss entlang, westlich von hier zur Oberegg hinüber und von dort zur Gehrenbrücke hinunter.

Doch man darf die Aufmerksamkeit der Kinder nicht zu lange anspannen. Auch das kindliche Vergnügen verlangt Rücksichtnahme. Haben die Beine Strapazen bewältigt, so darf sich auch die Zunge ein bisschen regen. Ungemein lästig fallen aber die riesigen Schwärme von fliegenden Ameisen, die Tisch und Bänke in Besitz nehmen und sich frech an Gesicht und Hände setzen. Dass die Ameisen auch Flügel haben, ist für viele Schüler etwas neues. Dass sie jetzt Hochzeitsfeste feiern, kann ich ihnen nicht wohl erklären.

Aber auch der Hunger regt sich. Die Uhr zeigt schon auf halb vier Uhr, und mehr als eines wundert: Wie weit ist's noch bis zur Scheidegg? Fröhliche Erwartung malt sich auf den Gesichtern bei der Meldung, dass das ersehnte Ziel in einer Viertelstunde erreicht sei. Wie schnell fliegt die Herde von Menschenkindern den rasigen Abhang hinunter! Wären doch meine Beine auch noch so munter! Der ziemlich gute Weg führt am Ostabhang der hohen Scheidegg hin. Zwei Ruhebänke deuten uns die Nähe des Hotels an, und in kurzer Zeit ist das gastliche Haus erreicht (Hotel und Kuranstalt *Scheidegg* ob Wald (1200 m), am Südabhang der 1247 m hohen Scheidegg. Der Blick vom Hotel aus ist etwas weniger umfassend, als der vom gegenüberliegenden, schneller erreichbaren, freistehenden Bachtel aus, dagegen bietet die Scheidegg in den verschiedenen bequemen Promenaden etwas mehr Unterhaltung und Bequemlichkeit, wohl auch etwas mehr richtige Alpenluft, für solche, die längere Zeit hier rasten wollen. Ein prächtiger hübsch geschmückter Saal nimmt uns auf. Aber o weh! Es gibt diesmal keine Milch! Die hier weilende Ferienkolonie — eben auf einem Spaziergang begriffen — ist auf dieselbe angewiesen. Da müssen wir halt zum verdünnten Weine greifen. Seiner nervenreizenden Wirkung arbeiten wir nun aber entgegen mit grösseren Brot- und Käseportionen. Mit Vergnügen schauen die ziemlich zahlreichen Gäste der Kinderschar zu, die mit äusserst lebhaftem Interesse dem einfachen Abendessen zuspricht. Es braucht keine Mahnung zum Zugreifen. Europas übertünchte Höflichkeit ist ihnen noch unbekannt. Einige Liedchen bilden den Schluss des Imbiss; dann wenden wir uns wieder ins Freie. Viel neues gegenüber dem Hüttkopf bietet hier die Aussicht nicht. Statt der hinteren Töss erblicken wir die Schlucht der vorderen Töss und uns gegenüber den Schwarzbach, an dessen Abhang die letztere entspringt. Die einsamen Alpengelände der Poo und Schwemmi scheinen nur $\frac{1}{4}$ Stunde entfernt zu sein; doch dürfte auch ein flinker Läufer das Ziel kaum in $\frac{3}{4}$ Stunden erreichen.

Nun kommt für die Jugend noch ein Faktor, mit dem wir rechnen müssen: das *Spiel*. Reitseil, Schaukel, Turngeräte, Kegelspiel sorgen dafür, dass alle sich betätigen können, während der Lehrer beim Anblick der hehren Schöpfung und der munteren, sorglosen Kinderschar daneben sich ein Ruheplätzchen wählt und tief sinnige Betrachtungen anstellt über das Thema:

Nur eins ist schad! Und 's gsieht halt nit:
I wollt, wenn 's Frühjahr käm,
Brächt's au e Stückle Jued mit
De Mensche wie de Bäm.

Um $6\frac{1}{2}$ Uhr wird zur Sammlung gerufen, die billige Zeche beglichen und nach dem Abschied von den freundlichen Wirtsleuten abmarschirt, den ordentlichen, mässiges Gefälle innehaltenden Fahrweg hinunter. Drunten, am Fuss der eigentlichen Scheidegg, in der Wolfsgrube, bietet sich das Seitenstück zur Gehrenbrücke, die *obere Wasserscheide* zwischen Töss und Jona, zugleich Grenzhecke zwischen Zürich und St. Gallen. Munter trabt die kleine Schar abwärts. Kurze

Haltestellen genügen, auf Sehenswertes hinzuweisen: Das einsame Dörfchen Oberholz mit seinem Kapellchen, das auf sattgrüner Terrasse liegende Hittenberg mit der aussichtsreichen Bergwirtschafft zum „Lauf“, $\frac{1}{2}$ Stunde vom *Sanatorium* entfernt, — die prachtvollen Gruppen der Laubkronen von Ahorn, Esche und Buche im Bachtobel, das den Weg begrenzt, gewiss so schön und malerisch wie fremdländische Pflanzen, — den Bätzberg dort unten, den Obersee und Zürichsee mit ihren Uferortschaften. Im sonnigen „Hübli“ wenden wir uns aber nicht nach der Kapitale des Oberlandes, dem hübschen „Wald“ — das ist den Schülern von den Jahrmärkten her bekannt genug —, sondern rechtsum nach dem „Erli“, und auf der prächtigen Terrasse am Westabhang der Scheidegg dem Dörfchen „Rad“ zu, überschreiten die junge Jona und das Bahntracé auf einer Brücke und gelangen im freundlich gelegenen „Riet“, 765 m, wieder auf die Talsohle. Die Jona hat hier eine gewaltige Moräne durchbrochen und stürzt durch das Buchentobel zu der 50 m tieferen Terasse der „Breiten“ hinunter. Wir aber steigen, den Umweg gegen die Gehrenbrücke vermeidend, beim Gasthof zum Kreuz den Fussweg durch die Baumgärten hinan und gelangen bei der ersten Krümmung derselben in die Eggstrasse. Wir sind wieder auf heimischem Boden und doch noch fast eine Stunde von der Heimat entfernt. S'ist hohe Zeit. Die Sonne (August) ist längst schlafen gegangen. Während wir gemächlich bergan schreiten und allmähig den Hof Schaufelberg erreicht haben, geht der Vollmond auf und beleuchtet die Gegend taghell. Wir stehen still und bewundern das hehre Bild. Scheint uns doch, als ob von hier aus, begossen vom silbernen blendenden Mondlicht, der Tisch auf dem rasigen Rundhügel des Hüttkopfs sichtbar wäre. Sind wohl die Ameisen unterdessen auch zur Ruhe gekommen? Während der Wald drüben tief im Schatten liegt, da und dort aus dem Dunkel die Lichtlein der Behausungen aufblitzen und aus dem Jonatal der Zug heraufkeucht, ragen die Spitzen der Alpen scharf und deutlich, wunderbar schön zum Himmel auf. Der ergreifende Anblick erinnert mich an das ansprechende Gedicht Claudius: „Der Mond ist aufgegangen“. Wer trägt uns das Gedicht vor? Manch Kindesauge blickt unterdessen nachdenklich auf zu dem still hinwandelnden nächtlichen Wegweiser. Dass er keine *Scheibe*, sondern eine Kugel ist, habe ich Einzelnen gelegentlich mittelst des auf drehbarem Gestell liegenden Fernrohres zeigen können. Einige Belehrungen über seine Entfernung und Grösse, die dunkeln und hellen Stellen mögen hier am Platze sein und prägen sich dem empfänglichen Kinderherzen hier auf der einsamen Bergstrasse, angesichts der hehren, prächtigen Mondnacht sicher tiefer ein, als wenn ich's im Schulzimmer dozirt hätte.

Doch weiter! Wir sind wieder droben auf der *Passhöhe*, neben der einsamen Bergscheune, oftmals dem Nachtlager herumziehender Zigeuner, und jetzt heisst's wieder hinunter am Westabhang. Dunkel und undurchdringlich gähnt der Wald zu uns herauf. Der Mond steht noch viel zu tief am Osthimmel; sein Licht dringt nicht hinüber. Den holperigen, ausgewaschenen Fussweg zwischen den Tannen hinunter können wir nicht mehr benützen; wie leicht könnte eines straucheln! Nun, so pilgern wir im Trab auf der breiten Strasse weiter und folgen getrost ihren hübschen Kurven. Sie führt uns sicher zur Heimat. Durch die eingehegte Bachtelweide wandernd, dringt das Glockengebimmel des Weideviehes, das in solch prächtiger, milder Sommernacht draussen bleibt, an unser Ohr. Die Leuten, die trotz des mehr als vierstündigen Weges durchaus noch nicht ermüdet sind, klettern rasch über den Zaun und locken durch schmeichelnden Zuruf, durch Krabbeln und Streicheln das Vieh nach. (Es sind keine Stadtkinder, die den grossen Vierfüßlern ängstlich ausweichen.) In kurzer Zeit trittelt die ganze Viehherde der Kinderschar nach. Grosses Gaudium und Hallo! — „Wollt ihr, verwünschtes junges Volk, das

*) Flora über den Dürrspitz bis zur Scheidegg, aber — nochmals bemerkt — nicht alles en passant): *Alchemilla alpina*, *Crepisaura*, *Globularia nudicaulis* und *cordifolia*, *Salix retusa*, *Saxifraga aizoon*, *Alnus viridis*, *Poa alpina*, *Nardus*, *Danthonia*, *Sesleria*, *Stellaria nemorum*, *Adenostyles alpina*, *Epilobium trigonum*, *Selaginelle spinulosa*, *Homogyne alpina*, *Stachys alpina*, *Senecio Fuchsii*, *Campanula pusilla* und *Scheuchzerin*, *Coeloglossum viride*, *Nigritella*, *Lycopodium Selago*

Vieh wohl in Ruhe lassen?“ tönt aus dem Dunkel die Stimme des Hirten, „macht, dass ihr zur Weide hinaus kommt!“ Nun, eine Bosheit war's ja nicht; lachend setzen die Jungens, Knaben und Mädchen, über den Zaun und wandern fürbass, während das liebe Vieh, die Köpfe über die Latten streckend, der unerwarteten Visite nachglotzt. Allmählig wird es etwas lichter. Der Vollmond, wenn auch für uns noch unsichtbar, ist höher gestiegen und beleuchtet das weite Glattal unter uns fast taghell. Welch unermessliche Zahl von Lichtchen an allen Ecken und Enden. Wo ein Lichtlein aufflammt, da wohnen auch Menschen! Wie viel tausende auf dem verhältnismässig engen Raum, den wir überblicken! „Was flattert denn da so geräuschlos in der Luft herum? Das sind keine Vögel! Das sind ja Fledermäuse! Da eine, dort eine!“ Ordentlich zahlreich treiben sie sich hier herum. Vergeblich freilich ist das Bemühen der Kinder, einzelne zu erhaschen, obschon sie oft nahe genug vorbei huschen. In der geringen Beleuchtung vermögen wir nicht einmal die Glieder des Tierchens deutlich zu unterscheiden.*)

Endlich taucht der Mond auch droben über der Egg auf, und wir wandeln im Licht. Im Riet, das die Strasse begrenzt, gibt's zu guter letzt noch etwas, das dem jugendlichen Frohsinn zum Spielzeug dient: das Schilfrohr, Streuröhrl, mit seinen grossen, hübschen Blütenrispen. Jedes schneidet sich eines ab, und im Mondschaten eines Graswaldes, jubelnd und jauchzend halten die Reisenden den Einzug ins Dörfchen. „Ich bin ein Schweizerknabe und hab die Heimat lieb!“ schallt's aus frohem Kindermund bei der Schmiede als Abschiedsgruss, und nach Dank und Handschlag trennen sich die Leutchen. Es ist etwas spät. Aber die Eltern haben keine Furcht; sie wissen, dass der Lehrer seine Schar noch allemal gesund und wohlbehalten heimgebracht hat. Sicher ist, dass solche Exkursionen in der Heimat für dieses Alter wenigstens für Verstand und Gemüt bildender sind, als weite Reisen in die Ferne, von denen oft nur ein traumhaftes Nebelgebilde im Gedächtnis zurückbleibt, und die nur den Vorteil haben, dass sie den Geldbeutel stärker erleichtern. Tatsache ist auch, dass 10-12jährige Leutchen schon, wenn das Marschtempo nicht forcirt wird, bedeutende Distanzen, 6-7 Wegstunden in einem halben Tag ohne grosse Ermüdung bewältigen können. — Am folgenden Morgen sassen alle wieder frisch und munter in den Schulbänken. B.

*) Letzthin brachte mir ein gefälliger Nachbar, der einen alten Schopf niedrigerissen hatte, eine hübsche, grosse, lebende Fledermaus, die ich den Schülern sofort vorwies, obschon wir mitten im eifrigen Rechnen begriffen waren. Allgemeines, ungeheucheltes Erstaunen beim Anblick des eigentümlichen Körperbaues, der Flughaut, der Ohren! Und doch hatten die Schüler schon viele verhältnismässig gute Abbildungen oft betrachtet. Ich ersah daraus nur wieder die Richtigkeit des Satzes, dass auch das beste Bild niemals die Natur ersetzen kann. Es ist eben nicht körperlich! ich kann's drehen und wenden wie ich will; ich sehe immer dieselbe Seite.

Rechnen.

Aufgaben für die Rekrutenprüfungen 1900.

XIII. 4. Wieviel hat ein Geschäftsmann verkauft, wenn von 9450 Kilogramm noch 1895 Kilogramm vorhanden sind? 3. Selbstkosten per Zentner 32 Fr. 65 Rp., Verkaufspreis 40 Fr. Wie gross ist der Gewinn an 120 Zentnern? 2. Eine Rechnung von 1875 österreichischen Kronen wurde mit $198\frac{3}{4}$ Fr. bezahlt. Zu wie vielen Franken sind 100 Kronen berechnet? 1. Bisher kostete der Zentner einer Ware 39 Fr., jetzt aber $45\frac{1}{2}$ Fr. Wieviel % beträgt der Aufschlag?

7,555 kg. 882 Fr. 105,8 Fr. $16\frac{2}{3}$ %.

XIV. 4. Ein Meister hat letztes Jahr den Knechten 442 Fr. und 390 Fr., der Magd 234 Fr. Lohn ausbezahlt. Wie viele Franken macht das im ganzen? 3. Wie hoch kommt der Unterhalt von 3 Dienstboten während eines Jahres zu stehen, wenn man für jeden täglich 1 Fr. 05 Rp. rechnet? 2. Knecht A erhält 10 Fr. 50 Rp. Wochenlohn. Wieviel erspart er jährlich, wenn seine Ausgaben $\frac{5}{12}$ des Lohnes betragen? 1. Knecht B hat in einem Jahre 204 Fr. im Wirtshaus gelassen. Welches Kapital trägt zu $4\frac{1}{4}$ % ebensoviel Jahreszins?

1,066 Fr. 1,149,75 Fr. 318,5 Fr. 4,800 Fr.

Zahlen sprechen.

Nachdem seit Neujahr in der L. Z. so eifrig subtrahirt und dividirt worden ist, dass selbst eifrige und feste Rechner zu magern Quotienten abgenagt werden wollen, so verspüre ich nicht gar grosse Lust, demselben Schicksal zu verfallen. Ich halte auch die Angelegenheit nicht für so gewichtig, dass hiebei nicht auch jeder nach seiner Art selig werden könnte. Da man aber meine erste Kundgebung mehr temperamentvoll als überzeugend gefunden hat, so lasse ich heute Zahlen sprechen.

Durch die Mitwirkung meiner Kollegen kam ich in den Besitz von 996 Divisionsrechnungen, die von 249 Schülern ausgeführt wurden und zwar so, dass die Arbeiten nicht leicht abgeschrieben werden konnten und ohne dass der Lehrer eine Erklärung gegeben hat; seine Mitwirkung bestand lediglich in der Überwachung der Schüler. 85 Schüler lösten 340 Divisionen mit Anschreiben der Teilprodukte, 164 dagegen 656 Beispiele ohne Notirung derselben. Bei der ersten Gruppe verhielten sich die Multiplikationsfehler zu den Subtraktionsfehlern wie 3 : 4 und die letztern bildeten 11 % der Aufgabenzahl. Wenn man bei der 2. Gruppe, bei der ja nicht ersichtlich ist, ob der Fehler in der Restbestimmung von der Multiplikation oder Subtraktion herrühre, dasselbe Verhältnis der beiden Fehlerarten 3 : 4 annimmt, so ergeben sich 13 % Subtraktionsfehler. Wenn auch der Unterschied in den beiden Resultaten nicht gar gross ist, so spricht er doch nicht zu Ungunsten meiner Vermutung. Es wird daher auch nicht mit Grund behauptet werden dürfen, dass Hr. Kollege St. und ich Rückschrittler seien.

Ohne mich in tiefsinnige Spekulationen zu verlieren, will ich einfach die Frage stellen: Welches Verfahren ist leichter, welches stellt an den Grossteil der Schüler geringere Anforderungen? Auch hierin lasse ich Zahlen sprechen. Die Subtraktionsfehler machen nämlich bei sämtlichen Rechnungen 50 % aller Fehler überhaupt aus. Wir haben also allen Grund, die Subtraktion nicht zu erschweren durch Verkettung mit einer andern Operation. Diese Tatsache bestimmt mich von neuem, die Teilprodukte anzuschreiben, um die Subtraktion für sich allein zu haben. Eines nach dem andern ist offenbar das leichtere.

Aber der Raum- und Zeitverlust bei dieser vorsündfluthlichen Methode! Im Rechnen habe ich immer dem Grundsatz gehuldigt, den Platz nicht sparen, und was den Zeitverlust anbetrifft, so kommt es mir gerade so vor, wie wenn man die neue Orthographie damit begründen wollte, als sei sie kürzer als die frühere.

Im Jahre 1873 führte ich zum erstenmal in meiner Schule die „neue“ Methode ein und wäre wohl dazumal ein eifriger Verfechter derselben gewesen; aber die Erfahrung hat mich bestimmt, wenigstens am Anschreiben der Teilprodukte festzuhalten.

Winterthur, den 14. März 1902.

Kaspar Keller.

Aus der Praxis. Im Anschluss an die Bemerkungen über Gartenbau in No. 13 der S. L. Z. mache ich auf eine Ergänzung zum naturkundlichen Unterricht aufmerksam, die mich recht befriedigt: Herbst für Herbst verteile ich unter meine Schüler Samen einheimischer und fremder Pflanzen, die sie in Blumentöpfen im Schulzimmer zu säen haben. Jedem Kinde wird ein Topf zur Pflege der heranwachsenden Pflanze übergeben. Die keimende Pflanze ist Gegenstand eifriger Beobachtung seitens der Schüler. Mit Spannung und Ungeduld erwarten sie die ersten Blättchen. Ein Freuderuf begleitet jede neue Entdeckung. Manche freie Minute wird dem Schützling gewidmet. Ein eigentlicher Wettstreit entsteht. Während es draussen schneit, erfreut uns im Zimmer ein lebendiges Heim, und kommt der Frühling, so sucht fast jeder Schüler im eigenen Hausgarten ein Plätzchen für sich zu erhalten, um im Sommer als Gärtner tätig zu sein. Die Liebe zur Natur ist erwacht. Das ist auch ein Gewinn.